

Wandel als Erbe? Urbane Tradition als „paradoxe“ Kategorie

Abstract:

Der Titel soll daran erinnern, dass die Idee der Stadt und die Idee des „kulturellen Erbes“ zwar beide Kinder der Moderne sind und damit beide Projektionsflächen bürgerlicher Weltanschauung, dass sie jedoch in ihrer historischen Semantik in einem deutlichen Widerspruch zueinanderstehen. Während das kulturelle Erbe eher wissensförmige Kontinuität und Geschlossenheit verkörpert, stehen urbane Wissenskulturen für Unterschied und Wandel: Im Dorf schließt Erbe das Fremde eher aus, in der Stadt muss es dies aktiv einschließen. Somit müssen wir für den urbanen Raum alte Konzepte wie Tradition, Generation oder Gemeinschaft in neuer Weise modifizieren, temporalisieren und kontextualisieren. – Jedenfalls dann, wenn wir ihr „symbolisches Kapital“ auch in urbanen Situationen nützen und daraus ein zentrales (kultur)politisches Projekt machen wollen.

Der Titel meines Beitrages will keineswegs besagen, dass urbane Traditionen etwas Paradoxes sind. Er zielt vielmehr auf unsere eigenen Paradoxien, auf Unstimmiges in unserem Verständnis von Kultur und Tradition. Denn wir sind es (zu lange?) gewohnt, Phänomene von „Erbe und Tradition“ nur in bestimmten historischen Erscheinungsformen, in geschlossenen sozialen Formationen und in spezifischen kulturellen Performanzen zu sehen. Tradition definiert als dauerhaft, als statisch, als homogen – mit geringer Varianz und Transformanz, jedoch mit hoher Form- und Ortsfestigkeit. Und diese Attribute beziehen sich ganz überwiegend auf kulturelle Konfigurationen in ländlich-dörflichen Face-to-Face-Gesellschaften, die sich so ihre Fest-, Wissens- und Gemeinschaftspraktiken dauerhaft „bewahren“. Dazu haben sie unsere volkskundlichen Vorgänger mit ihrer Rede von Sitte und Brauch, von Ritual und Tabu auch nachdrücklich ermuntert.

Paradoxie meint hier also den „blinden Fleck“ im Auge des Beobachters, der sich diesem verengten Vorverständnis von „kulturellem Erbe“ noch verpflichtet sieht und der diese „brauchtümliche“ Position entweder selbst praktiziert oder umgekehrt die dahinter liegende folkloristische Landschaft einfach „rechts“ liegen lässt.

Ein „anderes“ Erbe?

Jedenfalls werden wir nun durch die Debatten um das „Immaterielle Erbe“ damit konfrontiert, dass uns der urbane Raum und die urbane Kultur diese traditionale Figuren- und Formenkulisse kaum anbieten. Sie tun dies aber auch deshalb nicht, weil wir hier Traditionen kaum erwarten, sie also auch gar nicht in die Städte „hineinsehen“. Weil die Stadt gerade umgekehrt als räumliche und soziale Verkörperung des Wandels erscheint, entstanden durch Migration und Mobilität: durch die Zuwanderung von Menschen, von Wissen, von Ideen, von Dingen. Weil soziale und kulturelle Fremdheit damit das konstitutive und genetische Prinzip urbaner Gesellschaft und Kultur verkörpert und die Stadt sich damit in ständig verändernde Binnenverhältnisse wie Außenbezüge verstrickt sieht.

Damit gestalten sich urbane Gruppen, Gemeinschaften und Ordnungen stets eher heterogen und plural als homogen und normativ. Damit entwickeln sich städtische Grenzen, Zeittakte und Räume stets in mehr fluider als fester Gestalt. Damit strukturieren sich auch die dortigen Praktiken, Regeln und Wissensformen stets in eher prozessualen Abläufen als statuarischen Formationen. Und damit sind viele unserer Bilder und Kategorien des „kulturellen Erbes“ hier eben problematisch bis unbrauchbar. Denn im dörflich-kleinstädtischen Kontext meint Tradition v.a. das Wissen aus und um Kontinuität und Stabilität, also den Bezug auf lokale Ordnungen, Regeln, Selbstbilder, Werte, die vielfach für Konformität, Kollektivität und kontrollierten Wandel stehen. Im urbanen Kontext hingegen ließe sich Tradition in vieler Hinsicht quasi umgekehrt als „Tradition des Wandels“ beschreiben: als ein Erfahrungs- und Wissensmodus der permanenten Veränderung und Verhandlung. Deshalb beziehen sich ältere urbane Traditionen auch auf mobile Situationen wie die früheren „Ziehtage“ der Diensthofen und Arbeiterfamilien oder die Abschiedsrituale auf dem Bahnhof, also auf Trennungs- und Wandlungsrituale.

Insofern hat der „blinde Fleck“ eben meist verdeckt, dass sich urbane Gesellschaft in „anderen“, in flüchtigen, in prozesshaften, in wechselnden, auch in anonymen Formen sozialer Interaktion und kultureller Kommunikation organisiert. Und dass damit auch „andere“ Muster der Erfahrung, der Erinnerung, des Wissens, der Verständigung, der Ordnung existieren, die Tradition in Gestalt von „Praxisformationen“ auftreten lassen, mit durchaus wechselnden Akteuren und in immer neuen Formen. An die Stelle des Heimatvereins und seiner Festwelt treten hier nun die Zivilgesellschaft und ihre Alltagswelt.

Zivilgesellschaft und/als Tradition?

Wenn diese Blickrichtung nicht ganz falsch ist, müssen wir in der Tat versuchen, Kategorien umzudenken und Phänomene neu zu sortieren. In Frage stehen dabei nicht die älteren urbanen Formen der Stadtfeste, der Karnevalsumzüge oder des Schützenbrauchtums, die sich oft fast analog zur dörflichen Situation verhalten und die wir daher leicht als „Erbe“ identifizieren und katalogisieren. Vielmehr geht es dabei vor allem um neuere Kulturmuster, wie sie vor allem seit den 1970er Jahren im Zuge der Kulturalisierung und der Migrantisierung unserer Städte entstanden sind. Nur zur Erinnerung: Noch vor wenigen Jahrzehnten konnte in vielen westlichen Städten von Stadtkultur und lokaler Identität kaum die Rede sein. 1971 entwarf eine Künstlergruppe in New York jenes berühmte T-Shirt „I love New York“, weil die Stadt durch Produktion und Spekulation, durch Verkehr und Kriminalität, durch Verarmung und Abwanderung fast zur toten Stadt geworden war. Im selben Jahr forderte der Deutsche Städtetag „Rettet unsere Städte jetzt“, weil auch hier Konzepte der Betonmoderne und der autogerechten Stadt urbanes Leben bedrohten.

Rettung in dieser tiefen Krise kam „von oben“ wie „von unten“: So organisierte vor allem die europäische Stadtpolitik nun Programme der Festivalisierung, der Institutionalisierung und der Eventisierung von Stadtkultur, die nun in Gestalt von Literatur- und Musikfestivals, von Museums- und Opernbauten, von Freiluftkonzerten und Lightshows wieder attraktive Innenstädte schufen. Parallel dazu brachten migrantische und mobile Gruppen, Kunstszenen und Geschichtsinitiativen, Öko- und Kiezaktivisten gemeinsam zivilgesellschaftliches Denken und Handeln auf den Weg, das urbane Räume und Kulturen nun aktiv mitgestalten und kommunale Basta-Politik wie kommerzielle

Stadtkultur verhindern wollte. Auch in durchaus ironischer Form, wenn Großstädter sich über die Ver-Dorfung ihrer Nachbarschaft selbst lustig machten oder ihre eher kühlen Städte mittels einer systematischen Verstrandung und Verpalmung der Flussufer, Caféterrassen und Parkplätze zu heißen „mediterranen“ Zonen erklärten.

So entstand das, was wir heute urbane Zivilgesellschaft und *New Urbanism* nennen: Initiativen, Kulturvereine, Netzwerke, digitale Bewegungen, die gleichzeitig „authentisierend“ wie „performativ“ daherkommen, die also durchaus mit Tradition argumentieren, aber eben oft eher spielerisch; die auch auf Kontinuität und Nachhaltigkeit setzen, allerdings eben in kürzeren urbanen Rhythmen; die sich vor allem aus städtischen wie mobilen Mittelschichten rekrutieren und in den Innenstädten nun – mit Henri Lefebvre – ein „Recht auf Stadt“ einfordern, manchmal allerdings auch die städtischen Räume für ihre Interessen „privatisieren“ wollen. – Die Sozialprofile wie die Legitimationspolitiken urbaner Zivilgesellschaft sind heute ein überaus interessantes Thema...

Die Wirkung dieser Entwicklungen der letzten Jahre jedenfalls ist dramatisch: Innenstädte werden wieder zu attraktiven Lebenswelten! Stadtgesellschaft formiert sich in sozialer Öffnung wie in kultureller Vergemeinschaftung! Stadträume und Stadtpolitik werden aus „moralischen“ Positionen heraus benutzt wie verhandelt! Urbane Mentalitäten polen sich von fordistischer Effizienz auf postfordistischen Hedonismus um. Kurz: Unsere Städte erleben in den letzten Jahren eine „kulturelle Revolution“, die längst eigene Formen, Strukturen, Sinngewebungen, Kontinuitäten, mithin: Traditionen entwickelt hat. Deshalb müssen wir über dieses „Erbe“ in zivilgesellschaftlichen Konfigurationen und Modi neu nachdenken. Denn hier geht es um ganz spezifische Wissensformen und Kulturpraktiken, die sich etwa auf topographische, sozialräumliche und sozial-ökologische Dimensionen der Stadt beziehen, auf deren bewegungs- und prozessbezogene Logistik, auf migrantische Erfahrungen mit Arbeitssystemen, Infrastrukturen, sozialen Milieus und eben immer wieder auf die zivilgesellschaftliche Selbstorganisation urbaner Interessen, Verhandlungen und Initiativen. Vieles davon tritt „kulturell“ durchaus existenziell und dauerhaft auf, „sozial“ hingegen flüchtig und fluide – eben als ein „anderes“ Erbe im Sinne eigener Wissens-, Überlieferungs- und Trägerkonzepte.

Über vieles ist daher zu reden: über Stadtevents und Fußball-Fankulturen, interkulturelle Sportvereine, Bürgertafeln und Kleiderkammern, Musikfestivals und Laientheater, Computerclubs und Kiezvereine, Esskultur und Wochenmärkte, Jugendkulturen und Stadtgärten, Kunstinitiativen und 1. Mai, Flüchtlingstreffs und Erzählcafés... Und gewiss wird bei genauerem Hinsehen manches davon nicht als Tradition gelten können. Doch manches andere schon, wenn wir unseren klassischen „Dorfmaßstab“ anlegen und die Akteure einfach in Dirndl und Lederhosen stecken würden. Oder vielleicht doch umgekehrt verfahren: unsere Kategorien überdenken, uns vom romantisch-volkscundlichen Erbe-Begriff lösen und ihm eben auch ein urbanes Zeitmaß und Formenspektrum zubilligen. Dann könnte sich „Erbe“ auf einen kulturellen Kern von alltäglichen Wissens- und Praxissystemen beziehen. „Tradition“ wäre auch eine selbst gewählte Kategorie der Akteure, die in unterschiedlicher Weise mit Dauer und Kontinuität argumentieren. Und „Generation“ ließe sich auch auf gesellschaftliche Erfahrungszyklen beziehen, die in migrantischer, mobiler oder studentischer Perspektive manchmal auch nur fünf oder zehn Jahre umfassen können.

Mein Plädoyer jedenfalls ist ein doppeltes: Einerseits sollten sich Wissenschaft, Expertenkomitees und UNESCO-Kommissionen intensiv mit solchen Re-Definitionen des „kulturellen Erbes“ befassen, also das alte Dorf-Paradigma hin zu einem zivilgesellschaftlichen Kultur-Paradigma öffnen und sich

dabei als Moderatoren und Übersetzer solcher gesellschaftlicher Verständigungs- und Übergangspolitiken engagieren. Andererseits jedoch sollten wir auch den umgekehrten Weg nutzen, nämlich die Debatten um Konzepte und Nominierungen für nationale wie Welterbe-Listen als partizipative und (kultur)politische Verhandlungsprozesse gestalten. Es sollte mit den Akteuren wie unter ihnen verhandelt werden, wie die „Kräfte der Beharrung“ und die „Kräfte der Bewegung“, um hier die alten Formeln von Wilhelm Heinrich Riehl zu zitieren, in einer gemeinsame Perspektive auf unterschiedliche kulturelle Traditions- und Erbelinien zusammengeführt werden können. Dann, scheint mir, können sowohl das hohe „moralische Kapital“, als auch das besondere legitimatorische Potenzial neu verhandelt und neu verteilt werden, das in einem reflexiven Konzept des „Kulturellen Erbes“ zweifellos enthalten ist.